

ETHAN
CROSS

THRILLER

ICH BIN
DER
SCHMERZ

lÜbbe

Inhalt

Cover	
Über den Autor	
Titel	
Impressum	
Widmung	
Prolog	
Erster Teil	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	

24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45

Zweiter Teil

46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58

59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80

Dritter Teil

81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93

94
95
96
97
98
99

Über den Autor

Ethan Cross ist das Pseudonym eines amerikanischen Thriller-Autors, der mit seiner Frau und zwei Töchtern in Illinois lebt. Nach einer Zeit als Musiker nahm Ethan Cross sich vor, die Welt fiktiver Serienkiller um ein besonderes Exemplar zu bereichern. Francis Ackerman junior bringt seitdem zahlreiche Leser um den Schlaf und geistert durch ihre Albträume. ICH BIN DER SCHMERZ ist der dritte Band um den gnadenlosen Serienkiller und seinen Verfolger, Marcus Williams.

Ethan Cross

ICH BIN DER SCHMERZ

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Dietmar Schmidt

lü**bbe**

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2014 by Aaron Brown
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Father of Fear«

Für die deutschsprachige Ausgabe: Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG,
Köln

Lektorat: Judith Mandt
Textredaktion: Wolfgang Neuhaus, Oberhausen
Umschlaggestaltung: Massimo Peter
eBook-Erstellung: Jilzov [Digital Publishing](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-1404-5

be-ebooks.de

lesejury.de

*Für meine Tochter Madison,
auch wenn sie zu ängstlich ist,
meine Bücher zu lesen.*

Prolog

Donny Jeung überlegte, ob er die Dienstmarke ablegen sollte, ehe er sich den Schuss setzte. Es war ein flüchtiger, eigentümlicher Gedanke. Was spielte es schon für eine Rolle, ob er die Uniform auszog, Dienstmarke und Waffe ablegte? Ein Cop blieb er trotzdem. Und ein Junkie.

Diese Gedanken verflüchtigten sich, als er den Kolben in die Spritze drückte und das Heroin in seine Adern strömte. Donny lehnte sich an die Kloschüssel. Die Keramik war kühl auf seiner Haut. Geräusche, Gerüche, Farben – alles nahm eine übernatürliche, irreale Intensität an. Das Fichtenaroma des Lufterfrischers und der beißende Uringestank waberten über dem gedämpften Stimmengewirr und Tellerklirren im Speisesaal des Restaurants. Ein Hochgefühl erfasste Donny, und für ein paar Augenblicke konnte er den heftigen Streit mit seinem Vater vergessen.

Donnys Vater, Captain Dae-Hyun Jeung vom KCPD, dem Kansas City Police Department, war der höchstrangige koreanische Einwanderer im Strafverfolgungsapparat der Vereinigten Staaten. Sein größter Wunsch war, dass sein Sohn in seine Fußstapfen trat. Aber Donny hatte nie Polizist werden wollen; er war nur deshalb in die Akademie eingetreten, weil er seine begrenzten Möglichkeiten auf diese Weise am besten nutzen konnte.

Er zuckte zusammen, als das Funkgerät an seiner Schulter zu knistern und zu rauschen begann. »Donny, komm da raus«, quäkte eine Stimme. »Wir haben einen Einbruch.«

»Bin unterwegs.«

Donny riss sich zusammen, so gut er konnte. Er musste wieder einen klaren Kopf bekommen. Er drückte die Tür der Toilettenkabine auf, spritzte sich am Waschbecken kaltes Wasser ins Gesicht und schwebte auf dem Weg zum Streifenwagen an den Restaurantgästen vorbei – um diese Uhrzeit vor allem Betrunkene und Collegestudenten. Als er sich auf den Beifahrersitz fallen ließ, bemerkte er, wie sein Partner, ein hünenhafter Bursche namens Neil Wagner, ihn mit herablassenden Blicken musterte, ehe er vom Parkplatz fuhr.

Donny hätte Wagner den abfälligen Ausdruck am liebsten mit der Faust aus dem Gesicht gewischt. Dem Kerl hing die fette Wampe übers Koppel, und er stank nach Zigarettenqualm. Seinen letzten Sport-Eignungstest hatte er nur mit Ach und Krach bestanden. Trotzdem hatte der Fettsack die Frechheit, ihn, Donny, wegen ein paar harmloser Privatvergnügen zu verurteilen. Zum Glück war Wagner nicht so dumm, dass er etwas gesagt oder Donny gar angeschwärzt hätte. Was solche Dinge anging, machte es sich bezahlt, dass Donny der Sohn von Captain Dae-Hyun Jeung war. Nicht dass sein Vater ihn aus Liebe geschützt hätte; vielmehr wollte Jeung seinen glänzenden Ruf wahren, damit er seinen Traum verwirklichen konnte, eines Tages Commissioner zu werden.

Auf Straßen, an denen sich bescheidene, schmucke neue Häuser mit gepflegten Gärten reihten, folgten sie der Barry Road in die Jefferson Highlands. Die Häuser standen ein Stück von der Straße weg; Schatten verdeckten die Hausnummern und Eingänge.

Als sie das Haus fanden, aus dem angerufen worden war, hielt Wagner am Bordstein. Sie stiegen aus und sahen auf dem Grundstück nach dem Rechten. Donny überprüfte die Ostseite des Hauses, während Neil es im Westen im Augenschein nahm.

Als Donny die Fenster auf Spuren gewaltsamen Eindringens absuchte, tanzte der Strahl seiner

Taschenlampe über die roten Felsblöcke, mit denen der Garten gestaltet war. Sein Kopf fühlte sich an, als wäre er nicht richtig mit dem Oberkörper verbunden. Donny hatte Mühe, sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren. Er stolperte über einen Gartenzwerger mit roter Mütze, die zu seinen dicken Wangen passte. Donny kicherte, als er die merkwürdige kleine Figur sah; dann versetzte er ihr einen Tritt, und sie fiel um.

»Ich glaube, ich habe vorn etwas gehört. Ich gehe auf dem gleichen Weg zurück«, meldete Wagner über Funk.

»Verstanden.«

Donny ging weiter um das Haus herum zur Rückseite. Keine Schaukel, kein Sandkasten, kein Spielzeug. Also waren keine Kinder im Haus. Er beglückwünschte sich zu dieser Schlussfolgerung. Er hatte das Zeug zum Kriminalbeamten. Siehst du, Dad?

»Donny, zurück zum Wagen. Wir sind am falschen ...«

»Keine Bewegung! Ich habe eine Waffe!«, kreischte in diesem Moment eine Stimme hinter Donny. Er erschrak so heftig, dass er instinktiv handelte: Er fuhr herum, ließ sich auf ein Knie fallen und feuerte auf die schattenhafte Gestalt.

Eine dünne Stimme schrie vor Schmerz, und die Gestalt sank auf dem Rasen hinter dem Haus zusammen. Donny hielt die Waffe auf den reglosen Angreifer gerichtet. Er hörte Schritte, die sich rasch näherten. Als er aufblickte, kam Wagner zu ihm, außer Atem und mit weit aufgerissenen Augen.

Donny verharrte in Schießhaltung, die Waffe in den vorgestreckten Armen, während Wagner das Licht seiner Taschenlampe auf den Angreifer richtete. Dann kniete er nieder, fühlte nach dem Puls und erhob sich mühsam.

»Scheiße! Mann, was bist du für ein dämlicher Sack!«

Wagner stieß eine lange Folge von Schimpfwörtern hervor und raufte sich das struppige braune Haar, während er auf dem gepflegten Rasen auf und ab stapfte.

»Immer mit der Ruhe«, sagte Donny. »Der Kerl wollte mich abknallen. Ich habe mich nur verteidigt.«

Mit verzerrtem Gesicht trat Wagner auf ihn zu, packte ihn am Kragen und zog ihn zu der Leiche. »Sieh dir das an. Das ist eine alte Frau! Ich hab dir doch gesagt, wir sind am falschen Haus. Wahrscheinlich hat sie uns für Einbrecher gehalten!«

»Sie hatte eine Waffe.«

»Wo denn? Siehst du hier eine Waffe? Ist dir eigentlich klar, was du getan hast?«

Donny suchte nach Antworten. Im Geiste ging er die Sekunden bis zum tödlichen Schuss noch einmal durch. »Es war Notwehr«, sagte er dann.

»Wir sind im Arsch, Donny! Du hast gerade eine harmlose alte Frau in ihrem eigenen Garten erschossen.«

»Ich ... es war meine Schuld. Du hast nichts falsch gemacht. Ich übernehme die alleinige Verantwortung.«

Wagner stieß Donny mit dem Finger gegen die Brust. »Du naives Arschloch. So einfach ist das nicht. Mit der Nummer hast du das ganze Department in die Scheiße geritten. Die Medien werden uns zur Schnecke machen. Womöglich kommt deine kleine Rauschgiftgeschichte ans Licht. Und dann ist dein Alter erledigt.«

»Ich dachte ... ich ... die Frau ...«

»Du hast eben *nicht* gedacht, du blöder Wichser. Das ist ja das Problem. Halt jetzt die Klappe und tu, was ich dir sage. Ich rufe deinen Alten an, und dann überlegen wir uns, wie wir aus der Sache rauskommen.«

Erster Teil

1

Ihr richtiger Name war Rhonda Haynie, aber ihre Kunden nannten sie nur »Scarlett«. Keiner von ihnen hatte sie je nach ihrem Nachnamen gefragt oder wissen wollen, ob wirklich Scarlett in ihrer Geburtsurkunde stand. Die Männer, die sie bezahlten, interessierten sich nicht für sie als Person. Sie zahlten für ein Fantasiebild, und das bekamen sie auch. Einige dieser Fantasien stießen an die Grenzen dessen, was Rhonda für Geld zu tun bereit war; sie offenbarten in manchen Menschen, die nach außen ganz normal wirkten, Abgründe an Perversion.

Als Rhonda die Tür des Motelzimmers öffnete, wusste sie sofort, dass der Job in dieser Nacht sie wieder an diese Grenzen führen würde.

Die Farbe an den Wänden hatte ihr Leben vermutlich als Mattweiß begonnen, war jedoch zu einem hässlichen Gelb gealtert. Eine einsame Lampe erhellte die hinterste Ecke des Zimmers, ließ den größten Teil aber im Dunkeln. Unter der Decke hingen keine Lampen, und das war gut so, denn auf diese Weise blieben die fleckige Bettwäsche und der Fußboden, der vermutlich einmal im Jahr gefegt wurde, vor den Blicken verborgen. Billige Drucke, die plätschernde Bäche und einsame Wälder zeigten, verdeckten ausgebesserte Stellen, wo betrunkene Bewohner Löcher in die Wände geschlagen hatten. Aus irgendeinem Grund waren sämtliche Bilder entfernt und in einer Ecke gestapelt worden. Das Bett war unberührt, aber eine Decke und ein Kopfkissen lagen zerknüllt vor der gegenüberliegenden Wand auf dem Boden. Im Zimmer roch es, als hätte der Teppich tagelang draußen im Regen gehangen.

Kein Wunder, dass die anderen Zimmer des Motels frei zu sein schienen und auf dem Parkplatz kein Auto stand.

Dann sah Rhonda den Kunden. Er hatte einen alten Schreibtischstuhl mitten ins Zimmer gestellt und sich mit Handschellen darangekettet. Nun saß er da, ohne Hemd, und starrte an die Wand – eine in Dunkelheit gehüllte, gespenstische Gestalt.

Rhonda überkam ein ungutes Gefühl, aber die Miete musste bezahlt werden, also trat sie vorsichtig ins Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

»Hallo, Darling. Offenbar bist du schon bereit für mich«, säuselte sie, trat an die Kommode und schaltete eine weitere kleine Lampe ein.

Als sie sah, was das Licht offenbarte, schnappte sie nach Luft.

Narben bedeckten Brust und Arme des Mannes. Als Rhonda noch auf den Straßen gelebt hatte, hatte sie vieles gesehen, aber so etwas nie: Verbrennungen, Schnittwunden, Schusswunden. Mehr Narbengewebe als gesunde Haut. Der Körper des Mannes war ein lebender Leitfaden für Schmerz und Leid.

»Stimmt was nicht?«, fragte er mit tiefer, fester Stimme.

Rhonda zwang sich, dem Mann zum ersten Mal ins Gesicht zu blicken. Es passte nicht zum verunstalteten Körper. Es war ein attraktives Gesicht. Jung. Ausdrucksstark. Wache, kluge Augen.

Rhonda fragte sich oft, was ihre Kunden dazu bewog, die Dienste einer Frau in Anspruch zu nehmen, wie sie eine war. Bei diesem Mann waren die Gründe offensichtlich. Wer wagte sich mit solchen Narben schon ans Tageslicht?

Rhonda schenkte ihm ihr verführerischstes Lächeln. »Nein, Süßer, alles in Ordnung. Gib mir 'ne Minute, um mich frisch zu machen, dann fangen wir an.«

Sie ging zum Bad, doch seine nächsten Worte ließen sie innehalten. »Das brauchen Sie nicht. Zwischen uns wird es keinerlei sexuelle Aktivität geben.«

»Was?« Rhonda erstarrte. »An was für Aktivitäten hast du ... haben Sie denn gedacht?«

»Auf der Kommode liegt ein Messer. Ich möchte, dass Sie mich damit schneiden. Drücken Sie mir die Spitze ins Fleisch und machen Sie einen schönen langen Schnitt. Fangen Sie an einem Trizeps an.«

Rhonda hatte in ihrem Job mehr als genug verrückte Aufforderungen erhalten. Manche Männer wollten geschlagen, ausgepeitscht oder sonst wie gedemütigt werden, oder sie, Rhonda, musste sich die abgefahreinsten Outfits anziehen, um den Typen ihre kranken Fantasien zu erfüllen. Aber noch nie hatte ein Kunde sie gebeten, ihn körperlich zu verletzen. Allein der Gedanke verursachte Rhonda Übelkeit.

»Ihre Agentur hat mir versichert, dass Sie die abenteuerlustigste Dame sind, die sie zu bieten hat. Neben dem Messer liegt Geld. Da, auf der Kommode. Es ist das Dreifache des vereinbarten Betrages.«

Rhonda blickte auf die Kommode und sah die Geldscheine. Nach der Dicke der Rolle zu urteilen, sagte der Mann die Wahrheit. Dennoch, sie kannte ihre Grenzen. So etwas konnte sie nicht machen. Sie wollte nicht einmal in der Nähe eines Perversen bleiben, der sie zu so etwas aufforderte.

Dann kam ihr eine Idee. »Sind die Handschellen echt?« Ein ängstlicher Unterton ließ ihre Stimme zittern.

»Standardausführung der Polizei.«

»Und wie wollen Sie die Dinger loswerden, wenn wir fertig sind? Sind Sie Zauberer?« Rhonda versuchte zu lachen, doch selbst in ihren eigenen Ohren klang es gezwungen.

Der Mann lächelte, ohne dass die Heiterkeit seine Augen erreichte. »Ich bin davon ausgegangen, dass Sie so freundlich wären, die Handschellen zu öffnen. Der Schlüssel liegt ebenfalls auf der Kommode.«

»Schön. Das habe ich gehofft.«

Rhonda klopfte ihm auf die Schulter, schnappte sich Geld und Schlüssel und hetzte zur Tür. Ihre Finger

schlossen sich um den Knauf. Im gleichen Augenblick traf sie etwas von hinten. Starke Hände packten sie bei den Schultern, rissen sie herum, rammten sie mit dem Rücken gegen die Türfüllung.

Der verunstaltete Mann drückte Rhonda eine Messerklinge an den Hals, ohne die Haut zu ritzen. Sein Atem war heiß auf ihrer bloßen Haut. »Ich möchte mich entschuldigen, sollte ich den Eindruck erweckt haben, an den Stuhl gekettet zu sein. Wegen der vielen Narben auf meinen Unterarmen sind meine Handgelenke so dick, wie meine Hände breit sind. Das ist sehr praktisch, wenn ich mich von Handschellen befreien möchte. Sie sollten verhindern, dass ich im Reflex zuschlage, wenn Sie die Schnitte machen. Sie dienen zu Ihrem Schutz.«

Rhonda liefen Tränen über die Wangen und hinterließen Streifen in ihrem Make-up. »Bitte, ich ...«

Der Mann nahm das Messer von ihrer Kehle und beugte sich näher an sie heran. »Ich sollte mit meinem Urteil wohl nicht allzu streng sein. Ich bewundere Frauen mit Initiative, deshalb werde ich Ihnen den Versuch, mich übers Ohr zu hauen, nicht übel nehmen. Aber zwischen uns beiden besteht ein mündliches Abkommen, und Sie haben Ihren Teil noch nicht erfüllt.«

Rhondas Hand wanderte hinauf zum Oberschenkel. Sie zog ihren schwarzen Minirock hoch. Darunter hielt sie ein kleines Springmesser versteckt – für Situationen wie diese. »Sie wollen von mir geschnitten werden?« Sie ertastete den Metallgriff, zog das Messer und drückte den Knopf, der die Klinge herausspringen ließ. »Wie wär's für den Anfang damit?«

Rhonda rammte ihm das Messer ins Bein und stieß ihn von sich weg. Sie rechnete fest damit, dass er zu Boden ging, aber er blieb auf den Beinen und warf sich gegen die Zimmertür, sodass Rhonda nicht hindurchkam. Mit einem schrillen Schrei rannte sie zum Bad und wäre beinahe über

den Stuhl in der Zimmermitte gestürzt. Kaum war sie im Bad, knallte sie die Tür hinter sich zu und schloss ab.

Mintgrüne Fliesen bedeckten die Wände. In dem kleinen Raum stank es nach Schimmel und Urin.

Ein wuchtiger Schlag ließ den Türrahmen erzittern. »Sie strapazieren meine Geduld«, sagte der Mann auf der anderen Seite der Tür mit ruhiger Stimme.

Rhonda zitterte am ganzen Körper und wischte sich die blutigen Hände am Kleid ab, während sie sich hastig nach einem Ausweg umsah. Der weiße Duschvorhang war dünn; Licht schimmerte hindurch. Sie riss ihn so wild beiseite, dass die Vorhangringe zersprangen und mit leisem Klirren auf den gefliesten Boden regneten.

In der Wand hinter der Dusche war ein Fenster. Rhonda kletterte in die Wanne und versuchte, den Fensterrahmen hochzuschieben. Er rührte sich nicht. Sie entdeckte einen Riegel, legte ihn um, schob noch einmal. Das Fenster bewegte sich keinen Millimeter. Offenbar hatten Lack oder Farbe es verklebt.

Die Badezimmertür flog auf. Das Holz splitterte, der Knauf schmetterte gegen die Kacheln an der Wand. Die grüne Keramik bekam Risse, splitterte und prasselte zu Boden.

Rhonda schrie auf, doch der Mann war bereits bei ihr. Sein Griff war fest wie ein Schraubstock. Er drückte ihr die Luftröhre zusammen, schnitt ihren Schrei ab und hob sie aus der Wanne.

Rhonda kratzte an seiner Hand und trat ihn, doch er war viel zu stark für sie. Ihre Gegenwehr erlahmte. Ihr wurde schwarz vor Augen.

In diesem Moment erkannte Rhonda, dass sie sterben würde. Sie würde ihr kleines Mädchen nie wiedersehen, würde ihrer Großmutter nie sagen können, wie leid es ihr tat, nach dem Tod ihrer Eltern durchgebrannt zu sein.

Rhonda fragte sich benommen, was der Mann mit ihrer Leiche anstellte. Würde er sie verstümmeln? Sie irgendwo

verscharren, wo die Käfer sie fraßen? Sie stellte sich vor, wie Maden sich durch ihre Adern wanden ...

Der Mann hob das Messer, betrachtete versonnen die Klinge. Das Licht, das durchs Fenster fiel, funkelte und tanzte über das Metall.

So also ist der Tod ...

Rhonda versuchte, nicht an die Schmerzen zu denken, die ihr bevorstanden. Würde er ihr das Messer in den Bauch rammen, wieder und wieder, und jeden Stoß auf perverse Weise genießen? Oder würde er ihr die Kehle durchschneiden und sie rasch verbluten lassen? Stumm erfluchte sie einen schnellen Tod.

Die Klinge näherte sich ihr. Rhonda wollte die Augen schließen, wollte sich den Anblick des eigenen Blutes ersparen. Doch aus irgendeinem Grund weigerten sich ihre Lider, dem Befehl zu gehorchen, den ihr Hirn ihnen erteilte. Rhonda beobachtete, wie die Klinge ganz nahe vor ihrem Gesicht über den Unterarm des Mannes strich und drei lange Schnitte machte. Blut quoll hervor, tropfte in die Badewanne. Der Mann schloss die Augen, als wollte er den Moment auskosten, und leckte die Klinge ab. Dann lockerte er den Griff und trat zwei Schritte zurück.

Rhonda sank auf die Knie, holte gierig Luft und schluchzte so heftig, dass sie am ganzen Körper bebte. Als sie den Blick hob, saß der Mann auf der Toilettenschüssel und beobachtete sie. Dann atmete er tief ein und sagte: »Ich möchte mich entschuldigen. Für einen Moment ist mir die Sicherheit durchgebrannt. Ich wollte Ihnen nicht wehtun. Wissen Sie, es ist das erste Mal, dass ich jemanden aus Ihrem Berufsstand herangezogen habe.«

Rhonda tastete nach dem Badewannenrand und drückte sich hoch. Kaum stand sie, wollte sie zur Tür, doch der Mann schien ihre Absicht erahnt zu haben, denn er verstellte ihr blitzschnell den Weg.

»Wie heißen Sie? Sagen Sie mir Ihren richtigen Namen.«

»Leck mich.« Rhondas Kehle fühlte sich an, als hätte sie Sandpapier verschluckt.

Er trat näher, kniff die Augen zusammen. »Ich habe schon viele Menschen getötet, Männer und Frauen. Mit Messern und Schusswaffen, mit Feuer und mit den bloßen Händen. Ich habe ein widernatürliches Talent, Leben auszulöschen. Bei Ihnen jedoch versuche ich, Güte zu zeigen. Deshalb wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir wenigstens ein wenig Respekt erwiesen. Wie heißen Sie?«

»Rhonda ...«, sagte sie unter Tränen.

»Danke, Rhonda. Es sind Augenblicke wie dieser, in denen ein Mensch mit seiner Existenz und seinem Platz auf Erden ins Reine kommen muss. Wir alle bereuen das eine oder andere. Manche Fehler kann man wiedergutmachen, andere nicht. Es kommt darauf an, dass man den Unterschied erkennt und entsprechend handelt. In der Vergangenheit hätte es mir große Freude bereitet, Sie zu töten. Ich hätte Ihr Sterben in die Länge gezogen und jeden noch so kleinen, köstlichen Augenblick des Schmerzes genossen. Inzwischen aber weiß ich, dass es auf der Welt drei Arten von Menschen gibt: Im tiefsten Innern sind wir entweder Schöpfer, Bewahrer oder Zerstörer.«

Er machte noch einen Schritt auf sie zu und packte sie bei den Händen. Sie zuckte nicht vor der Berührung zurück, stand einfach nur da, wie gelähmt und hypnotisiert von seinem durchdringenden Blick.

»Bewahrer erhalten den Status quo aufrecht. Sie sind die Arbeiterbienen unseres kleinen Stocks, den wir Zivilisation nennen. Sie sorgen dafür, dass die kosmischen Rädchen sich weiterdrehen. Dazu wurden sie gemacht. Ohne die Bewahrer würde unsere Wirklichkeit in sich zusammenbrechen. Dann gibt es die Schöpfer. Diese seltenen Exemplare entdecken immer wieder Neues. Sie denken anders als alle anderen. Sie zerreißen die Ketten der Angst und bringen Schönes hervor, nie Dagewesenes, Einzigartiges. Aber ich bin kein Schöpfer, und auch kein

Bewahrer. Ich gehöre zur dritten Gruppe, den Zerstörern. Aber ich möchte besser sein, mehr sein als die anderen. Leider habe ich feststellen müssen, dass ich mich nur lebendig fühle, wenn ich anderen Schmerz zufüge oder selbst Schmerzen erleide.«

Der Mann hielt Rhondas Hand fest, während er sie mit sanftem Nachdruck zurück ins Motelzimmer zog. »Deshalb möchte ich Sie bitten, mir einen Gefallen zu erweisen. Ich möchte, dass Sie mir helfen, ein besserer Mensch zu werden. Helfen Sie mir, meine Natur als Zerstörer zu überwinden und eine Person zu werden, die anders ist, mehr ist.«

Er wies auf den Stuhl und drückte Rhonda das Messer in die Hand. Sie starrte verwirrt darauf. Als ihr Blick zum Gesicht des Mannes zurückkehrte, lächelte er und fragte: »Sind Sie bereit?«

2

Marcus Williams blickte an die Decke seines Büros, zählte die Punkte auf den Fliesen und versuchte, das entsetzliche Pochen in seinem Schädel zu ignorieren. Der pulsierende Schmerz bearbeitete die Rückseiten seiner Augäpfel wie mit kleinen Hämmern. Hätte jemand ihm glaubhaft versichert, es würde die Schmerzen lindern, sich ein Loch in den Schädel zu bohren – er stünde jetzt schon vor einem Eisenwarengeschäft und würde darauf warten, dass der Laden aufmacht.

Marcus fragte sich benommen, ob die Kopfschmerzen verschwanden, wenn er nicht mehr für die Shepherd Organization arbeitete. Nach außen hin präsentierte sich die Organisation als eine Art Denkfabrik, die im Auftrag des Justizministeriums tätig war. In Wahrheit war die Organization mit der Aufgabe betraut, Serienkiller zur Strecke zu bringen – mit allen Mitteln, selbst wenn das Gesetz gebeugt oder gebrochen werden musste.

Marcus zog sanft den Arm unter Maggie Carlisles nacktem Körper hervor. Sie bewegte sich träge, rollte die Schultern und sagte müde: »Du brauchst endlich mal ein richtiges Bett.«

»Das ist ein richtiges Bett.«

»Das ist ein Futon. In der Todeszelle schläft man besser als bei dir.«

»Ich weiß nun mal, wie man Mädels behandelt.«

Marcus erhob sich. Der dünne Stahlrohrrahmen des Futons knarrte, als er sein Gewicht verlagerte.

Maggie gähnte. »Wo willst du hin?«

»Nirgendwohin. Schlaf weiter. Ich brauch eine Schmerztablette. Mir platzt der Schädel.«

Maggie drehte sich herum und zeigte ihren wundervoll geschwungenen, gebräunten Rücken und ihr goldblondes Haar.

Marcus betrachtete sie stumm. Ihre Beziehung war von Anfang an schwierig gewesen. Sie hatten eine Art Pattsituation erreicht, doch seit dem Zwischenfall mit einem Serienkiller in Chicago schien es, als käme er, Marcus, nicht mehr richtig an Maggie heran. Er hatte sie gebeten, sich von der Shepherd Organization zu trennen, Schmerz, Tod und Finsternis hinter sich zu lassen und einen Neuanfang zu wagen. *Normal* zu sein.

Doch Maggie hatte ihn abblitzen lassen. Sie hatte ihren Job ihm, Marcus, vorgezogen. Das gefiel ihm verständlicherweise nicht, und auch wenn er versucht hatte, sich dagegen zu wehren, überschattete sein noch immer schwelender Zorn ihre Beziehung. Marcus hatte schon einmal darum gekämpft, dass zwischen ihnen alles wieder in Ordnung kam; jetzt hatte er nicht mehr die Energie, um weiterzukämpfen. Wozu auch?

Marcus blickte sich im Büro um und betrachtete seine Sammlung von Filmdevotionalien und Requisiten, die bei Dreharbeiten benutzt worden waren. Ein Indiana-Jones-Hut. Die Replik einer Pulse Rifle aus *Alien*. Carl Weathers' abgetrennter Arm aus *Predator*. Für das, was er dafür hingeblickt hatte, hätte er sich ein Haus in der Vorstadt kaufen können.

Doch Marcus wollte kein Haus. Früher vielleicht, jetzt nicht mehr. Er würde niemals ein Normalbürger sein; je eher er das akzeptierte, desto besser. Fast alles, was ihm gehörte, befand sich in diesem Zimmer. Er aß, schlief und arbeitete hier, wenn er nicht unterwegs war, was aber nicht allzu oft vorkam.

Normalerweise *wäre* er jetzt unterwegs. Er würde einen Killer verfolgen, der unter dem Namen »Anstifter« berüchtigt war. Doch man hatte Marcus für irgendeinen Psychotest nach Washington zurückgerufen. Vorschrift.

Marcus' Chef, den er nur als »Director« kannte, behauptete, der Test wäre nichts Besonderes, bloß einer von vielen Reifen, durch den die Sesselfurzer einen springen ließen wie einen dressierten Hund. Doch Marcus hatte den Verdacht, dass mehr dahintersteckte. Denn er wusste nur zu gut, dass seine Arbeitsleistung mittlerweile unter seinen Kopfschmerzen und der Schlaflosigkeit litt.

Mit den Fingerspitzen fuhr Marcus über die dunkle Maserung der Schreibtischplatte, während er den Arbeitsbereich umrundete. Dann setzte er sich, zog eine Schublade auf und nahm seine Tabletten und eine Flasche achtzehn Jahre alten Glenfiddich heraus. Das Oxycodon, ein Schmerzmittel, spülte er mit einem großen Schluck Scotch gleich aus der Flasche herunter. Seine Augen füllten sich mit Tränen, und er verzog das Gesicht, als die dunkle Flüssigkeit ihm durch die Kehle rann.

Dann lehnte er sich zurück, wartete mit geschlossenen Augen, dass das Opioid den Schmerz dämpfte. Nach ungefähr zwei Minuten wollte er zurück zum Bett, blieb aber stehen, als irgendetwas an seinem Bein vibrierte. Das Handy. Nur eine Hand voll Leute kannte seine Handynummer, und ein Anruf so spät am Abend bedeutete nie etwas Gutes. Zwei Erklärungen waren denkbar: Entweder war es der Director, weil es einen dringenden Fall gab, oder Marcus' älterer Bruder Frank wollte ein bisschen plaudern.

Für die meisten Menschen hätte der Anruf eines nahen Verwandten auch zu so später Stunde kein allzu großes Ärgernis bedeutet. Doch wenn der eigene Bruder zu den meistgesuchten Verbrechern des Landes zählte und ein berüchtigter Serienkiller war, bekam ein Anruf am späten Abend eine ganz andere Dimension. Dennoch, Familie blieb Familie, und außer Frank hatte Marcus niemanden mehr.

Er blickte aufs Display, erkannte die Nummer aber nicht, was mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bedeutete, dass Frank mit einem Wegwerfhandy anrief.

Marcus und Frank Ackerman hatten die gleichen Eltern, waren aber nicht zusammen aufgewachsen. Erst vor Kurzem hatte Marcus von ihrer Verwandtschaft erfahren. Seine Mutter hatte ihren Mann heimlich verlassen, als sie mit Marcus schwanger war, und seinen Bruder Frank der Hölle auf Erden ausgeliefert – einem Leben, das vom Sadismus ihres gemeinsamen Erzeugers bestimmt wurde. Ackerman senior war ein wenig angesehener Psychologe gewesen, dessen großes Ziel es war, den Verstand von Serienmördern zu erforschen. Dieses Ziel hatte er zu erreichen versucht, indem er den eigenen Sohn, Frank, zu einem dieser Monster machte.

Frank hatte jahrelang eine Hölle aus Folter, Demütigung und Schmerz erduldet. Eine Hölle, aus der es kein Entrinnen gab. Mit dem zweifelhaften Erfolg, dass er als Erwachsener eine Perlenschnur aus Leichen zog, die von einer Küste der Vereinigten Staaten bis zur anderen reichte, wobei die genaue Anzahl der Ermordeten bis jetzt unbekannt war.

Marcus konnte nicht anders, er empfand Mitgefühl für seinen Bruder. Marcus selbst war von einem New Yorker Polizisten in einem harmonischen, liebevollen Umfeld aufgezogen worden – bis zu dem Tag, an dem seine Pflegeeltern ermordet wurden. Danach hatte seine Tante sich um ihn gekümmert, so gut es ihr möglich gewesen war.

Dennoch war Marcus' Wesen von Gewalttätigkeit, Düsternis und Brutalität geprägt. Trotz seiner normalen Kindheit konnte man ihn selbst keineswegs als normal bezeichnen.

Und seinen Bruder Frank noch viel weniger. Aber Frank hatte die Chancen, die Marcus erhalten hatte, ohne sie zu nutzen, gar nicht erst bekommen. Das hatte seine mörderischen Neigungen so sehr verstärkt, dass sie ihm zur zweiten Natur geworden waren. Bei den Strafverfolgungsbehörden war man überzeugt, dass Frank zwanghaft tötete.

Marcus schüttelte diese Gedanken ab und nahm das Gespräch an. »Ja?«

»Mein lieber Marcus! Tut gut, deine Stimme zu hören. Hast du mich vermisst, Bruderherz?«

»Was willst du, Frank? Ich habe schon geschlafen.«

»Nein, hast du nicht. Weißt du eigentlich, dass du der Einzige bist, der mich mit Frank anredet?«

»Nein, weiß ich nicht. Würdest du zur Sache kommen?«

»Du hast aber 'ne Scheißlaune. Die Kopfschmerzen werden schlimmer, habe ich recht?«

»Ja, und du machst sie auch nicht gerade besser.«

»Tut mir leid. Ich möchte dir nicht zur Last fallen. Ich wollte dir auch nur schnell sagen, dass ich ein braver Junge gewesen bin.«

Marcus ging ans Fenster und betrachtete die Bäume im nächtlichen Nordvirginia, die sich im Dunkeln wiegten, während er Frank zuhörte, der von seiner Begegnung mit einer Prostituierten erzählte. Er endete mit den Worten:

»Du hast mir das Versprechen abgenommen, dass ich niemanden umbringe, wenn du weiter meine Anrufe entgegennehmen sollst. Ich habe mich bemüht, dieses Versprechen zu halten, auch wenn ich es als ziemlich extrem betrachte, wenn nicht sogar als ungerecht. Schließlich erfordern manche Situationen, dass man tötet, weil ...«

»Nein«, fiel Marcus ihm ins Wort. »Nie.«

»Ach? Auch du tötet Menschen, schon vergessen?«

»Ich bin müde, Frank. Ich würde gern ein bisschen schlafen.«

»Ich habe gestern eine Filmvorschau gesehen, die mich nachdenklich gestimmt hat. Es ging um die Zeit nach dem Weltuntergang und handelte von den Überlebenden. Die Einzelheiten sind nicht von Bedeutung, aber mir ist klar geworden, dass ich in einer solchen Welt ein Held wäre, vielleicht sogar ein König, und ...«

»Hochkönig der atomaren Wüste. Ja, das würde zu dir passen. Ich gehe wieder ins Bett.«

»... und dieser Gedanke ebnete den Weg zu anderen Einsichten. Überleg doch mal: In jeder anderen historischen Epoche hätten unsere Fähigkeiten uns zu begehrten Männern gemacht, zu Superstars, nicht zu den Ausgestoßenen, die wir heute sind. Im antiken Griechenland wäre ich vielleicht der Rivale des Achill gewesen, und du hättest mein Hektor sein können. Während der Spanischen Inquisition oder im Mittelalter hätte für meine Fähigkeiten im Zufügen von Schmerzen enormer Bedarf bestanden. Sogar in der nicht allzu fernen Vergangenheit des Wilden Westens wäre ich ein Volksheld gewesen wie Billy the Kid.«

»Oh ja, du trittst für den kleinen Mann ein. Es sei denn, du ermordest ihn im Schlaf.«

»Ich habe noch nie jemanden im Schlaf ermordet. Ich wecke sie vorher immer auf. Aber überleg doch mal. Heutzutage gibt es so viele Mörder, weil Männer mit unseren Gaben keinen ordentlichen Beruf mehr finden, der als Ventil für ihren natürlichen Raubtierinstinkt dienen könnte. Das ist doch wert, dass man darüber nachdenkt. Traum süß, Bruder.«

Frank legte auf.

Marcus ging zum Schreibtisch zurück, öffnete erneut die Schublade und warf sich noch zwei Tabletten ein.

3

Josh Stefanson hatte sich nie als Helden betrachtet, war aber zuversichtlich, jeder Situation gewachsen zu sein, wenn es darauf ankam. Auch wenn sein Schreibtischjob in einem Architektenbüro physisch und psychisch keine solche Herausforderung darstellte wie der Beruf eines Feuerwehrmannes oder Polizisten, hatte Josh immer geglaubt, seine Familie beschützen zu können. Jetzt bekam er die Gelegenheit herauszufinden, ob er recht hatte.

Josh kannte die Fernsehberichte über den Killer, der Kansas City heimsuchte. Die Medien hatten ihn den »Anstifter« genannt. Josh hatte nie groß über solche Dinge nachgedacht. Die Wahrscheinlichkeit, einem Serienkiller über den Weg zu laufen, war mikroskopisch gering – zu gering, als dass Josh seine Sicherheit oder die seiner Familie in Zweifel zog. Das nächste Opfer des Anstifters zu werden war genauso unwahrscheinlich, wie im Lotto zu gewinnen.

Doch es *gab* Lottogewinner.

Josh lenkte den kleinen blauen Nissan auf den Parkplatz und entdeckte eine Parknische unmittelbar vor dem Eingang. Der Parkplatz war fast leer; nur drei andere Pkw, die offenbar Angestellten gehörten, standen weit hinten. Sehr gut. Das bedeutete, dass es keine Zeugen gab.

Joshs Hände zitterten. Schweiß lief ihm übers Gesicht, und er machte sich nicht die Mühe, ihn abzuwischen. Der Revolver lag im Handschuhfach – ein .38 Special, der seinem Schwiegervater gehört hatte. Josh hatte nie mit Schusswaffen zu tun gehabt, doch Nancy, seine Frau, war auf einer Farm südlich von Kansas City aufgewachsen und hatte darauf bestanden, eine Waffe im Haus zu haben. Josh

hätte nie geglaubt, dass er mal einen konkreten Grund haben würde, den Revolver in die Hand zu nehmen.

Er klappte das Handschuhfach auf und nahm die Waffe und eine Schachtel Munition heraus. Dabei zitterte er so sehr, dass mehrere Patronen in den Fußraum fielen. Sie klapperten gegen die Trommel der Waffe, als Josh sie mit bebenden Händen in die Kammer schob.

Sechs Patronen. Hoffentlich würde er nur eine brauchen.

Neben dem Tachometer hatte Josh ein Foto von Nancy und den Kindern ans Armaturenbrett geheftet. Er hatte es letzten Sommer am Blue Springs Lake aufgenommen. Josh betrachtete das Foto gern, wenn er im Stau steckte, und stellte sich vor, er läge auf dem Boot in der Sonne, ein Bier in der Hand, statt zur Arbeit zu fahren.

Als er versonnen die lächelnden Gesichter seiner Lieben betrachtete, wusste Josh, was er tun musste. Und zwar sofort. Wenn er lange nachdachte, würde sich seine Entschlossenheit in Luft auflösen. Entweder, er zog die Sache jetzt durch, oder Nancy und seine Kinder starben. So einfach war das. Für Zweifel oder Ausweichlösungen blieb kein Platz. Es hieß Schwarz oder Weiß. Zeit, seine Familie zu beschützen. Der Held zu sein, von dem Josh hoffte, dass er in ihm steckte.

Er schob den Revolver in die Tasche seiner Khakihose und stieg aus. Der Wind trug den Duft von Blumen und Pollen heran. Josh musste so kräftig niesen, dass ihm beinahe die Brille von der Nase geflogen wäre. Unter seinen Schuhen fühlte der Asphalt sich klebrig an. Die Sonne stach ihm in die Augen, die vom Weinen gereizt waren.

Er sah sein Ziel durch das Schaufenster des Buchladens, doch ein Hardcover verdeckte das Gesicht des Mannes. Der Laden war leer bis auf den Besitzer.

Die ganze Situation kam Josh surreal vor.